

25-99-1

1330

Manuskript:

Olddeutscher Bekehrungs-  
bericht

von: Pfarrer Lichte

an: Vogel

W.V.

00001

25-95-2

Institut f. Zeitgeschichte  
München  
ARCHIV

Pfarrer Dr. Walter Lüdke

22a) Moers/Ndrh., den # 23.8.1949  
Jüchenstr.4

An die Schriftleitung "C h r i s t und W e l t"  
S t u t t g a r t  
=====

Für Ihr herauszubringendes Erinnerungsbuch  
"Ostdeutsches Schicksal" übersende ich Ihnen beifolgend einen  
Erlebnisbericht. Ich würde mich freuen, ihn im "Ostdeutschen Schick-  
sal" wiedergegeben zu sehn.

Mit freundlicher Begrüßung

*Dr. Lüdke*

1 Bericht!

25. AUG. 1949  
d. A.

00002

Institut f. Zeitgeschichte  
München  
ARCHIV  
749/52

Pfarrer Dr. Walter Lüdke  
Meers/Niederrhein,  
früher Rützenhagen, Krs. Belgard/Ostpommern.

O s t d e u t s c h e r Erlebnisbericht  
-.-.-.-.-

Das verantwortungslos inszenierte Drama näherte sich seinem Ende. Der Vorhang des Schlußaktes war schon im Gleiten. Der Krieg war verloren, nur noch nicht beendet. Doch bevor der Vorhang fiel, endgültig fiel, sollte dieses Ende katastrophal werden in einem Ausmaße, wie es die Siegesfanfaren zu Beginn nicht hätten erahnen lassen, sollte durch die Gewissenlosigkeit und Feigheit derer, die sich "Führer" nannten und, wenn auch nur auf Tage, ihr verbrecherisches Leben zu verlängern strebten, eine Sturmflut von Schrecken und Entsetzen, von Leid und Leiden hereinbrechen auf Millionen wehrloser Menschen, die mit der ganzen Angelegenheit eigentlich nichts mehr zu tun hatten, deren Schuld nur darin bestand, ihre Männer, Väter, Söhne pflichtgemäß immer noch an den Fronten sterben zu lassen, deren Ohnmacht sich dokumentierte in der Schwäche, ein verwerfliches Regime nicht abschütteln zu können aus eigener Kraft.

Es war Hitler von maßgebenden Militärs eindeutig dringend vorgestellt worden, daß in diesem letzten Stadium eines verlorenen Krieges Gebot der Stunde und des Gewissens nur sein könne: den Westen frei für den Einmarsch der Amerikaner und Engländer, alle Truppen nach dem Osten als schirmenden Wall gegen andringenden Horren des Dschingis Khan. Auch dieser letzten Gelegenheit, sich vernunftmäßig, sich menschlich groß, als "Führer" qualifiziert zu erzeigen, versagte sich Hitler. So mußte das denn geschehen, was geschah. So mußte dieser Führer heraufführen das grauenvollste Ende. "Nein, der durfte noch nicht sterben!" - sagte mir am 21. Juli 1944 nach dem Attentat in einer Breslauer Pension ein Mann aus dem Spreewald, "der muß uns noch weiter führen bis zum Ende, bis allen erst die Augen aufgehen!" - Ja, so mußte es sein. So kann Hitler heute von niemand mehr als Märtyrer seiner gerechten und heiligen Sache propagiert werden, der er schließlich doch noch zum Siege verhelfen, dem auf dem Schlachtfeld doch noch das letzte Bataillon gehört haben würde ohne den "Verrat". Das harte Gottesgericht hieß uns den Kelch des Unheils bis auf die bittere Weige leeren, wandelte den Heilsruf in den Angstschrei der Schrecken, in den Fluch der Verzweiflung, des Hasses.

Das Ende war in das Blickfeld gerückt. Das Ende war sicher. Unsicher war nur das Wann und das Wie, der Termin und der Modus, die Art und Weise, die näheren Umstände, wie es vor sich gehen würde. Würde das auch unser Schicksal sein, was unsere erschrockenen Augen da mit ansehen mußten: das Schicksal der Landstraße?!

Es war an einem Oktobertag 1944, als der erste Flüchtlingstreck aus Ostpreußen, aus den Kreisen Goldap-Pillkallen (Schloßberg), im Dorf rastete, bestaunt neugierig von der Jugend, betroffen betrachtet von uns Älteren. So weit war es nun also! Ein Bild des Elends, das nur in tiefster Seele traurig stimmen konnte; Menschen und Tiere abgetrieben nach dem schon wochenlangen Unterwegs, alte Menschen, Frauen mit Kindern jeden Alters, nur wenig Männer, Polen hin- und wieder Gespannführer der traurigen Fahren, von Kreisgebiet zu Kreisgebiet weitergeschoben, keiner wollte sie behalten, konnte es auch nicht wegen der

Nachdrängenden, Marschziel völlig ungewiß. "Wohin sollt Ihr?" - Müde Achselzucken, müde Gesichter, glanzlose Augen. Keiner wußte wohin, keiner wußte, wie lange der lange Weg noch dauern sollte. "Ach, könnten wir doch hier bleiben und bei Ihnen sterben" - sagte ein weit über 80 Jahre altes Bauerpaar des morgens, als sie wieder weiter machen mußten, und der Greis fügte hinzu: "Die Kiste, in der ich mein Sterbehemd mitgenommen hatte, ist mir unterwegs aufgebrochen worden und das Hemd gestohlen".

Der erste Treck blieb nicht der einzige, er war der Anfang eines endlosen Bandwurnes, der nun täglich von morgens bis zum Einbruch der Dunkelheit sich durch die Gemeinde zog, da wir an der Durchgangsstraße nach Stettin lagen. Das gleiche Bild boten alle Straßen in Richtung Stettin. Was gegen Abend im Ort war, mußte untergebracht werden. So war das Pfarrhaus stets bis unter das Dach belegt. Manches Erleben mag unter diesem alten Dach im Laufe seiner 128 jährigen Lebenszeit sich zugetragen haben, ein solcher Strom an Leid, an Lebensbangigkeit bekümmertester Gemüter, an Elend und Armut Enterteter, auf die Straße Gestoßener, ein solches Weinen der Herzen war bis dahin nicht unter ihm geborgen. War das Elend des einen Trecks gerade erst vorbei, war das neue Elend des nächsten schon wieder da. Meine Frau hatte kaum Zeit, notdürftig etwas zu säubern; die Arbeitslast lag dabei allein auf ihr, da wir als kinderloser "Beamtenhaushalt" vom Arbeitsamt in dem letzten Jahren keine Hausgehilfin zugebilligt bekommen hatten und uns mit Arbeitsmädchen des R.A.D.-lagers in unserer Gemeinde begnügen mußten. Dieses Lager war aber jetzt ganz plötzlich nach Thüringen verlagert worden.

Anfang Dezember ließ das Fluten der Trecks nach und hörte ganz auf. Stille vor dem letzten Sturm. Oftmals ging der Blick auf die Karte, taxierte die Entfernung bis hin zur Grenze. 300/400 Km. Aber was bedeutete das für motorisierte Panzer. Die einzige Hoffnung blieb doch eben die, daß der offizielle Zusammenbruch, der Waffenstillstand schneller kommen möchte, noch bevor diese Panzer auch uns in dem östlichen Pommern erreichten. Diese Hoffnung blieb leere Hoffnung. Das Schicksal

der Anderen sollte auch unser Schicksal werden, mit dem großen Unterschied jedoch, daß sie Herbst 1944 teilweise in einiger Ruhe hatten "räumen" dürfen, während, was nun hereinbrach, im Zeichen der Flucht stand.

Nachdem am 12. Januar 1945 die russische Offensive angesetzt hatte, näherte sich uns schnell gegen Ende Januar die Front. Die Agenieerscheinungen häuften sich; Offiziere, die sich im vollbepackten Personenauto "erfolgreich absetzten", einfache Soldaten, die dahertrieben mit Handschlittenhabe, Auftreten neuer endloser Trecks, aber die Menschen noch gekängsteter, rastloser als im Herbst, große Trupps von Kriegsgefangenen, die mit geringer Bewachung aus Thorn und Graudenz kamen, viele armeelige Wracks unter ihnen; wie oft bewickelten sie sich bei einer kleinen Marschpause am Fuße unseres Pfarrberges ihre schadhafte Schuhe. Wie Tiere stürzten sie voll Heißhunger auf die gereichte warme Suppe.

In die Beerdigungen und Gottesdienste hinein tönte bald ernst das Gegrummel der Geschütze; ans Herz greifend die Beerdigung manches Flüchtlings. "Wie hart ist Gott gegen uns!" - das war die immer hörbare Klage an der Gruft. Habe verloren - schwer; Heimat verloren - noch schwerer; am schwersten aber der Verlust lieber Menschen, unter solchen Umständen, im Elend, in der Fremde, flüchtend auf der Landstraße versterben. Aber G o t t war es, der hart war, und nicht "das Schicksal". Als wir im Klassenraum der Nachbarschule einem kleinen Flüchtlingskind die Abschiedsfeier hielten, und ich sagte: "Wir wollen das Lied singen: wenn kleine Himmelserben in ihrer Unschuld sterben...", da holten alle Frauen im Nu ihr Gesangbuch herbei, herausgegeben von der Ev. Kirche in Warschau, wie ich hernach beim Blättern darin und Blick auf die erste Seite feststellte. So wenig gerettet, unter dem Wenigen aber die Weggeh-

zung der Herzen, den Glaubensschatz, das Trostbuch. Wenn auch der äußere Mensch verdirbt, mit allem Drum und Dran, so wird doch der innere täglich erneuert in Kraft des Glaubens.

Mitte Februar verstumte der Geschützdonner zur letzten Ruhepause. Bei einer Frontnähe von nur ca. 60 km. war es klar, daß die russischen Panzer jeden Morgen zum Frühstück bei uns vorfahren konnten. Ich äußerte diese Befürchtung meiner Frau gegenüber. "Was du auch sagst - war ihre Antwort, die diese Tatsache und Möglichkeit nicht wahrhaben mochte. Aber jeden Abend dankten wir Gott für den geschenkten Tag in der Heimat, und daß wir wieder noch eine Nacht in unserem Pfarrhaus und in unseren Betten schlafen durften. -

Die Einsegnungstermine wurden vorverlegt, und sollten diese Einsegnungen, noch nie in dem Ernst einer solchen Atmosphäre gehalten, die letzten Gottesdienste in den überfüllten Kirchen sein, sie sollten auch das letzte Mal sein, wo ich auf den fünf Kanzeln meiner zwölf Gemeinden - seit dem 1. Sept. 1940 hatte ich kriegsvertretend auch den Nachbarpfarrsprengel zu betreuen - stehen durfte.

Da viele Evakuierte im Ort waren, unter diesen auch Personal des Parteiverlages Franz Eher, Berlin, der Tausende Bücher im Saal des einen Gasthofes gespeichert hatte - mit Benzin übergossen, gingen sie hernach mit zuerst in Flammen auf - fragte ich telefonisch beim Bürgermeister, der zugleich Ortsgruppenleiter war, an nach Sicherung und Abtransport der evakuierten Mütter und Kinder für den Ernstfall und erhielt zur Antwort: so weit sei es noch lange nicht, es bestehe keinerlei Gefahr, es würde gegebenenfalls alles bestens und zeitig genug organisiert werden; wer nicht mit den Bauern trecken könne, würde am Tage vor der Räumung zum Bahnhof Stargorät (ca. 7 km. entfernt an der Strecke Labes-Regenwalde) gefahren werden. Gegenüber solchem naiven Optimismus oder bewußter Täuschung konnte ich nur meine Befürchtung anmelden: "Hoffentlich kommt es nicht so, wie in Memel, innerhalb vier Minuten packen und weg!" - Es kam genau so. -

Wochenlang vorher wurde von der Partei der Befehl aus gegeben: im Ernstfalle habe alles zu räumen, wer dableibe, würde als Saboteur erschossen und sein Anwesen von der SS oder Wehrmacht niedergebrannt werden. So hatte meine Frau vorsorglich das Wertvollste und Allernötigste gepackt; auf unserer Pfarrdiele standen Koffer und Kisten bereit, der eine hatte versprochen, dies mitzunehmen, der andere jenes. Es sollte umsonst gepackt und bereitgestellt sein.

Auch der Ernst hat bisweilen seinen Humor. Als sich an einem Sonntagvormittag einige Großgrundbesitzer aus der Nähe in unserem Pfarrhaus als einem neutralen Ort getroffen hatten, um zu ergreifende Maßnahmen für ihre Trecks zu besprechen, waren ihre Schlitten von dem Ortsgruppenleiter gesichtet worden. In seiner Angstpsychose stand augenblicklich bei ihm fest: Conspiration gegen den Führer! In der sofort einberaumten Parteiversammlung konnte es den ruhig Denkenden nur mit Mühe gelingen, einen Alarm an die Kreis- und Gauleitung, wie unsere Festnahme zu unterbinden. "Inbildung is düller as Pestilenz!" sagt Fritz Reuter.

Am 1. März 1945 wurde der Volkssturm, der schon monatelang Wachdienst gehabt hatte, zum eiligen, überstürzten Bau von Panzersperren eingesetzt. Am Nachmittag des folgenden Tages tauchte das beunruhigende Geräusch auf; der Russe habe schon die Straße Schivelbein - Labes erreicht, die Verbindung zwischen beiden Städten sei unterbrochen. Mangels Stromzufuhr war die letzte Zeit durch Rundfunk und Fernsprecher nur wenig noch zu erfahren. Wir saßen auch zumeist im Dunkeln oder bei Kerzenlicht, sofern man Kerzen besaß. Gegen Mitternacht dieses Tages starkes Pochen an die Fenster: Flüchtlinge aus Dramburg mit Kleinkind - Autopanne - Bitte um Aufnahme. Wir konnten sie nur noch im Wohnzimmer beherbergen. Am nächsten Morgen, den 3. März 1945 - unvergessen

als dies ater ein<sup>ge</sup>graben in die Erinnerung, es war ein frostig sonnenheller Wintermorgen mit scharfem Nord - trat ein, was lange vorausgesehen und doch nie als Ernst, als Tatsache, als Wirklichkeit genommen werden mochte. Mitunter ist das Leben und sein Geschehen erschütternd profan, es geht so profan zu, wie man es in einem unwirklichen, erdichteten Roman lesen könnte in seiner Gegensätzlichkeit: Ich bete an die Macht der Liebe...! - das letzte Lied, das auf unserem wundervollen Ertriansteinweg Instrument erklingen sollte, in dieser Morgenfrühe des 3. März gespielt nach einigen Volksliedern von einer der Draburger Flüchtlingsfrauen - wenige Minuten später der Schreckensruf des hereinstürzenden Mannes: "Der Russe ist da, wir müssen alle fort!" Dunkle Kontraste unheimlicher Art, unheimlichen Geschehens, die sich nicht reimen lassen und erfasst werden können mit unserem Begreifen: Macht der Liebe - Macht des Russen; klingende Töne der Anbetung, des Lobpreises - geller Schrei der Lebensangst, des Entsetzens in jähem Wechsel!

Wie aufgeschauchte Vögel flatterten die Draburger davon; auf ihrem morgendlichen Kaffeetisch blieb der Streusselkuchen halbgessen, ihre Tassen halb getrunken. Das Leben ist mehr, denn Kuchen und Kaffee. "Wir müssen alle fort!" - der Schrei blieb in den Ohren, im Herzen. Wir waren wie geschlagen, gelähmt, dumpf und taub im Kopf. Der bloße Gedanke, die Erkenntnis der Gefahr, um die man so lange gewußt, war doch so anders, als die Gefahr selbst, als die grause Wirklichkeit selbst. Wir gingen wie im Traum durch die Zimmer, im schrecklichen Traum. Fort - ja, und a l l e s zurücklassen?! Es war nur noch ein mechanisches Tun. Ich legte mit der Leine unseren kleinen Hausgenossen, einen jungen Drahthaarfox, an die Ofentür, wobei er zuerst ahnungslos freudig glaubte, es ginge hinaus. Unmöglich konnte er mit auf den Treck, da er die Pferde wild anging und biss; vorher von dem Förster ihn töten lassen, hatte ich nicht vermocht. Mochte der Feind ihm freundlicher sein, als den Frauen und Mädchen und Männern. Der Mensch liebt ja noch Tiere, wo er die eigene Gattung hasst und tötet. - Urkunden, Versicherungsscheine, Rasierzeug, Neues Testament und Gesangbuch wurden in die Aktentasche gelegt, meine Frau tat Proviant in eine Frühstückstasche, ein wenig an Wäsche in einen kleinen Handkoffer. Aktentasche und Handkoffer - nur das!, aber in Gethesane ließ der Jüngling die Leinwand fahren und floh bloß von ihnen (Mk 14, 51 u. 52). Das Leben ist mehr, denn die Kleidung. Ein hartes Muß! Lessing sagt zwar: "Kein Mensch muß müssen!" - o der glückliche Lessing! Aber hier war Müssen; man muß wie Pilger wandeln - wie Flüchtlinge - frei, bloß und wahrlich leer; viel sammeln, halten, handeln macht unsern Gang nur schwer. Wer will, der trag sich tot; wir reisen abgeschieden, mit wenigen zufrieden; wir brauchen's nur zur Not. Der Vers war mir damals nicht präsent, nein, wirklich nicht, und wäre er es gewesen, ich hätte ihn nicht acceptiert, erst sehr viel später ist mir seine Wahrheit und göttliche Freiheit trostvoll geworden und geblieben bis heute.

In wenigen Minuten alles zurücklassen. Großes und Kleines, woran das Herz hing - und wie hängt es oft gerade an den Kleinigkeiten - womit das Leben verwachsen war! Und nicht nur das Eigene, auch was Geschwister und Freunde als vermeintlich sicher bei uns wegen des Bombenkrieges verlagert hatten. Noch im Oktober 1944 hatte eine Freundin aus Stettin ihr gesamtes Mobiliar, und es war schon Mobiliar!, mit grossem Lastzug zu uns in das Pfarrhaus befördert; auf unsere Frage: "Ja, meinst du, daß das bei uns sicher ist, falls doch der Russe kommt?!" - war ihre Antwort nur gewesen: "Wenn der Russe bei euch ist, ist er auch bei uns in Stettin." - Alles zurücklassen, von allem sich lösen müssen, von dem man meinte, es würde zu unserem Leben gehören, solange eben dieses Leben selber uns gehört - das Herz ist ein starker Muskel, er hält vieles aus, auch das. Aber danach <sup>im</sup> Sommer '48 flochten sich die ersten Silberfäden in das Haar meiner Frau, und sie kam oft, ohne eigentlichen Anlass, ins Weinen.

Unser Gang, dieser schwere Gang, mußte leicht sein. Wir konnten uns nicht tot tragen. Wir eilten aus dem Pfarrhaus - wenige Wochen später diente es als Getreidelagerraum - wir eilten den geliebten Pfarrberg hinab, zum letztmal hinab, hin zu der Bauernfrau (ihr Mann war in Frankreich vermißt), die uns, wie verabredet, mitnehmen wollte. Sie stand schon im Aufbruch, die Pferde geschirrt. Ein Flüchtlingstreck hielt auf der Dorfstraße, nun hieß es für uns selber: auf die Straße. In geringer Höhe erschienen Flieger und kreisten. Das Bellen der Pak, das schon morgens um 6 Uhr aus Richtung Labes beim Rasieren hörbar war, wurde schärfer und näher. Fliehende Reiter jagten, von Stargardt her gerade aus der entgegengesetzten Richtung, wie die Panzersperre sie erwartete, rollten die russischen Panzer in großem Zuge heran. Jähes Krachen von Schüssen und Einschlägen in der Nähe, Gehöfte standen in Flammen, der Ortsgruppenleiter gab einigen von ihm erreichbaren Leuten mit dem Räumungsbefehl, wo doch nichts mehr zu befehlen war, alles fluchterregt auf die Straße drängte, das letzte Zeichen seiner erlöschenden Existenz und Hoheitsträgerschaft, wobei die Metamorphose vom Braun in die schlichte grüne Joppe des biedereren Landmannes und Zivilisten ohne allgewaltige Ballenmütze von ihm schnell und anscheinend schmerzlos überstanden wurde. Das Leben ist mehr, denn die Parteiuniform.

Die Wagen mit den bei den Detonationen aufblühenden Pferden traten den Fluchtweg an in der noch einzig freien Richtung: Greifenberg - Cammin - Swinemünde. Von den 800 Einwohnern des Ortes - außer den bäuerlichen Höfen umfasste Rützenhagen etwa 60 große Siedlungen des 1933 aufgeteilten Rittergutes Rützenhagen-Schönfeld von ca. 3000 Morgen - blieben die Gehöfte des "Hinterfeldes" jenseits der Chaussee abgeschnitten. Im Ort selbst vermochten einige sich nicht zu lösen, sie hatten zwar ihre Fahrzeuge hergerichtet, teils waren sie im Aufbruch beim Packen zu langsam, teils konnten sie die Kraft nicht aufbringen zu dem letzten Entschluss, sie wollten eben nicht die Wurzeln losreißen aus dem Erdboden, den sie seit Väterzeiten bebaut, von dem Hof, dem ihr Leben, ihr Wirken und Schaffen gehörte, Herz und Füße klebten zentnerschwer am Boden der geliebten Heimat, erst Monate später, als sie unter dem Polen gequälter Sklave sein mußten im eigenen Haus, wo sie vorher Herr und königlicher Bauer gewesen waren, als der Himmel der Heimat ihnen zur Hölle gemacht wurde, sehnten sie herbei und begrüßten sie mit aufatmender Seele den Tag, der sie in das Ausweisungs-lager Schivelbein und weiter in das Gebiet westlich der Oder in die Freiheit führte, nun ganz ohne Habe, ohne Pferd und Wagen. So waren es wohl 70% der Gemeinde, die sich auf den Streck machten unter Nachdrängen der russischen Panzer die noch vor Cammin 13 Wagen, die in der Dunkelheit sich verfahren hatten, abfangen und so das gleiche Schicksal fast aller nachbarlichen Trecks erlitten, sie mußten zurück, ausgeplündert, Frauen und Mädchen ver-gewaltigt, die Männer verschleppt.

In Samerow, einer der Filialgemeinden 7 km. nördlich Rützenhagen, war der erste kleine Halt. Der Patronatsherr Major N. stellte es uns frei, mit ihm zu trecken. Wir blieben bei unserem bäuerlichen Wagen, was uns vermutlich das Leben rettete. Major N. wurde mit seinem Gutstreck eingeholt, versuchte dann mit seinem Jagdwagen zu entkommen, doch wurden ihm nach kurzer Fahrt von einem deutschen Offizier die Pferde abgespannt, worauf er ~~sich~~ in der verzweifelten Situation seine Frau, seine 18 jährige Tochter, sich selbst erschoss; die Gutsman-sell, die mit auf dem Jagdwagen sich befand, hatte zuerst in die Tötung ebenfalls gewilligt, dann aber doch abgelehnt. Von ihr stammt der Bericht über die wahrhaft erschütternde Ende eines immer fair und sozial denkenden und mit dem Herzen lebenden Edelmannes und seiner Familie. 5 Monate zuvor war sein begabter Schwiegersohn, Oberst in einem Armeestab, in Verfolg der Maßnahmen des 20. Juli 44, durch Strangulation hingerichtet worden;

das kleine Enkelsöhnchen war wenige Tage vor der Flucht von mir im Gutshaus Semerow getauft worden im Ernst der Frontnähe und der dunklen Bounruhigung der kommenden Ereignisse. Es konnte mit der Mutter noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden.

So schnell, wie möglich, ging es weiter, bei Tage und Nacht. Wenn Sodom und Gomorra im Rücken brennt, ist nicht zu langsam. Schaurig die Nächte mit dem Aufleuchten der Geschützfeuer überall am dunklen Horizont - Erinnerungen aus dem 1. Weltkrieg wurden in mir wach - und dem drohenden Gegrulze der Geschütze. Je mehr wir der Hauptstraße näherkamen, desto mehr strömten die Trecks, desto vollgepfropfte: die Straßen, desto langsamer das Vorwärtskommen dieses grauen, endlos, so weit der Blick reichte, sich schiebenden Wurms des Elends. Oft stundenlanger Stop bei der Kälte der winterlichen Straßen. Die sich absetzende Wehrmacht hatte bei der Flucht den Vorrang, auch die Gutstrecks, zum Teil motorisiert, waren besser daran, als die blauerlichen Trecks, die der rücksichtslosen Gewalt und Führung ermangelten. Nachts hin und wieder ein Quartier, auf dem Fußboden, in bedrückender Enge. In der noch kalten Jahreszeit auf unserem offenen Kastenwagen ohne jeden Wind- und Wetterschutz mit nur wenig Stroh waren wir in einer so bedrängten körperlichen Verfassung, abgesehen von der seelischen Depression, was mich zu meiner Frau meinen ließ: "Wenn wir dies überstehen, werden wir 100 Jahre alt!" - Unvergesslich auf dem Fluchtwege die drangvolle Stauung der Wagen und fliehenden Menschenmassen in Greifenberg und Cammin; unvergesslich besonders der Eindruck, wie hinter Cammin, während wir dem Odermündungsarm der Dievenow zustrebten in immer zunehmender Beängstigung, die Stadt durch Artilleriebescusse immer mehr in Feuerlohe stand und Stadt und Dom über den nachtdunklen Camminer Bodden ihren Schreckensschein warfen. Wir glaubten unser Schicksal besiegelt. Wir spürten schon den Würgegriff "Zu spät!", eingeholt noch vor der Brücke, vor der letzten rettenden Station. "Hilf du uns, Gott, unser Helfer; errette uns nach deinem Wort: rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen!" - war der Stoßruf der Herzen in diesen mitternächtlichen Stunden der Lebensbedrohung. Und der Helfer half, wieder einmal, wie so oft. "Herr, du hast meine Seele aus der Hölle geführt; du hast mich lebend erhalten. Lobe den Herrn, meine Seele!" - Wie viele Andere mußten untergehen in Nacht und Gramen; der eine Amtsbruder der Nachbarschaft, eingeholt auf dem Treck, erschoss Frau, Tochter, sich selbst; ein zweiter wurde in seinem Amtszimmer von den Russen überrascht, niedergeschossen, die Frau geschändet; ein dritter verschleppt, bis heute nicht zurückgekehrt. Von uns wurde die Dievenowbrücke erreicht, wir konnten sie passieren noch vor der Sprengung. Wie atmeten wir alle befreit, erleichtert, dankbar auf! Ein breiter Stromesarm lag nun schiraend und hemmend zwischen Flüchtling und Panzer. Hinter uns traf die das Schicksal: herunter von den Wagen, Wagen und Pferde als Panzersperre gegen den Feind!

Weiter ging es auf den winterlichen Straßen; die Orte, die durchzogen wurden, standen alle in der Unruhe des Aufbruchs. Langsam näherten wir uns Misdroy. Als wir wieder einmal auf einer Nebenstraße einen ganzen Tag und eine Nacht abgestellt waren, nach einer eisigen Nacht am Neuendorfer See, reifte in uns der Entschluss, da wir ohne Habe waren, zu Fuß die ca. 10 km Weg bis Misdroy zurückzulegen, und von dort Swinemünde, wo Verwandte wohnten, mit der Bahn zu erreichen. Unsere Leute stimmten dem zu, wir wären ihnen des Weiteren auch nur eine Belastung und Minderung ihres Proviantes gewesen. So nahmen wir auf der Landstraße am Ufer des Neuendorfer Sees - die Parteigrößen waren schon sämtlich nicht mehr bei uns - Abschied von der Gemeinde, mit der wir bald zwölf Jahre so sehr verwachsen waren, und deren Leben

wir sonst auch in den nächsten Jahrzehnten in Freud und Leid geteilt haben würden. Es war eine wehe Stunde der tränenden Augen, der weinenden Herzen: "Lebt wohl, lebt wohl im Herrn!"

Der Marsch nach Misdroy war noch recht beschwerlich, aber von dort hatten wir Gelegenheit am nächsten Tage mit einem Lazarettzug nach Swinemünde zu fahren. Der Swinemünder Hafen wimmelte voller Flüchtlings- und Wehrmachtstransporter aus Tilsit, Memel, Königsberg, Danzig, Gøtenhafen. Beim Übersetzen über die Swine mit der Fähre kam ich neben einen Matrosen zu stehen, den ich angesichts dieser Stauung von kleinen und großen Schiffen fragte: Wann Swinemünde den letzten Fliegerangriff gehabt habe. Zu meinem größten Erstaunen sagte er mir: "Überhaupt noch keinen!" Worauf ich erwiderte: "Dann bekommt es sehr bald einen." Das war Sonnabend mittags. Keine 48 Stunden später am Montag Vormittag hatte Swinemünde den Angriff, der es zu Schutt und Asche wandelte, Flüchtlingszüge in dem Feuerstrom verbrennen, Flüchtlingstransporter in den Fluten der Odermündung versinken ließ. Feuer vom Himmel auf wehrlose Menschen, zumeist Alte, Frauen, Kinder in grauem Entsetzen. Nur der Haustürschlüssel blieb übrig von dem Haus der Verwandten am Hafen in dem wir die Nacht vorher genächtigt hatten, um dann frühmorgens mit ihnen, die schon im Aufbruch nach Schwerin waren, auf dem Frachtensegler "Heimat" über das Stettiner Haff, wo uns aus der Ferne die Ueckereinfahrt und die Greifswalder Kirchtürme grüßten, zunächst Wolgast und dann Stralsund zu erreichen. So waren wir noch hier zuletzt dem schrecklichen Schicksal von Zehntausenden entgangen und gnädig herausgeführt worden zur rechten Stunde.

In dem übervollen Stralsund Massensturm auf die Flüchtlingszüge. Man mußte fest bei einander bleiben, um nicht getrennt zu werden, wie es so vielen geschehen ist im Verlauf ihrer Flucht. Im gedrängt-vollen Viehwagen ging es dann mit mancherlei Aufenthalt über Rostock nach Schwerin ins Massenzlager. Sollte hier unsere Flucht enden? Mir war klar, als wir unschlüssig überlegend auf der Strohschütte im Schweriner Archivsaal standen, daß wir eine gewisse Sicherheit und Beruhigung erst jenseits der Elbe haben würden - eine Beurteilung der Lage, die uns beim Umsetzen in die Tat später die ganze Unruhe einer fünfmonatigen Russenzeit und danach die Unrast eines erneuten Weiterwanderns erspart haben würde - aber insbesondere meine Frau war durch die vierzehn Tage und Nächte der Schrecken und der Landstraße körperlich und seelisch so herunter, daß sie diesem turbulenten Schicksal so schnell wie möglich sich entheben sehnte. So nahmen wir den Ruf des Mecklenburgers Landesbischofs den ich auf Hinweis eines Amtsbruders aufgesucht hatte, an den Dom zu Ratzeburg, dessen Propst als Oberstleutnant Dienst tat, wie zugleich für die Pfarre Ziethen an. Am 17. März 1945 trafen wir im neuen Wirkungskreis ein. Wunsch und Bitte unserer Herzen fand sich wunderbar ausgesprochen in der Losung des Tages: Habe ich, Herr, Gnade vor deinen Augen gefunden, so gehe der Herr mit uns (2. Mose 34, 9) mit dem Vers: Hilf du uns immer weiter, du mächtiger Bahnbereiter, und gürtete uns zum Lauf, zum Streit zur Rechten und Linken; und will der Mut entsinken, so hilf ihm immer wieder auf. Und mein erster Blick am 19. März in die alte Altarbibel fiel wie zufällig beim Aufschlagen auf das Prophetenwort des Jeremias und gab mir die so tröstliche und frohmachende Gotteszusage: "Wo du dich zu mir hältst, so will ich mich zu dir halten, und sollst mein Prediger bleiben! Wunder des Wortes und Wunder der Gottesführung!"

Die letzten Kriegswochen brachten auch nach Ratzeburg-Ziethen einen gewaltigen Flüchtlingsstrom. Ende April, als der Russe über die Oder gegangen und in breitem Anmarsch auf Mecklenburg war, wurde ich in meiner Qualifikation als Autofahrer von Hamburger Evakuierten gebeten, sie doch in ihrem Auto und uns selbst mit ihnen in Sicherheit zu bringen, ich lehnte ab und blieb in der eingewiesenen Gemeinde, während

wer irgend konnte, über den Elb-Trave-Kanal ging. Alles bangte in Erwartung des Russen; gottlob kamen dann von Süden her die Amerikaner und Engländer eher über die Elbe zu uns; am 4. Mai 1945 rollten ihre Panzer ein. Die deutsche Wehrmacht löste sich auf der Landstraße auf.

Pfarrhaus und Hofgebäude waren in der Zeit bis unter das Dach mit ca. 90 Personen belegt, ein zusammengewürfelter Haufe von Menschenschicksalen, Vertreter jeglichen Alters und Geschlechts, der verschiedensten Berufe, Soldaten und Zivilisten, d. h. auch die Soldaten nunmehr in Zivil. Da waren Wehrmachtshelferinnen, Offiziersfrauen, Lehrerfamilien, ein Professor Dr. med. von der Columbia-University, New York, nebst Familie, zuletzt im Reichsgesundheitsamt in Berlin tätig, das er noch am 20. April 45 verlassen konnte, da war weiter ein Bergwerksdirektor aus Kattowitz mit Frau, Tochter und Krankenschwester, da war als weitere Prominenz der Gartenarchitekt Ihrer Majestät der Kaiserin Hermine aus Schlesien. Dort konnten Erlebnisse erzählt und gehört werden! Bei solcher Turbulenz war Dienst zu tun; in unserer Wohnküche, in der fünf Parteien kochten, saß ich an der Predigtarbeit; erschütternde Beerdigungen waren zu halten; 8 Wehrmachtshelferinnen, auf der Heimfahrt zu den Ihren, auf ein Manitionsauto aufgestiegen, waren durch Tieffliegerbeschuss verbrannt, ein Major in Uniform von der nächtlichen englischen Streife erschossen, wenige Kilometer von Lübeck entfernt, seinem Zuhause wo Frau und Kinder auf ihn warteten.

Als gegen Ende Juni 1945 der Engländer westlich zurückging, und der Russe am 1. Juli seine Zone bis an die Westgrenze Mecklenburgs vorverlegte, setzte erneut eine große Flucht nach dem Westen ein. So standen meine Frau und ich im dritten Fluchterleben. Das Pfarrhaus wurde mit einem Schläge leer. # -

Unmittelbar an der Zonengrenze, an den russischen und englischen Schlagbäumen, wurden wir dann hineingezogen in die Tragödie des Grenserlebens, der Grenzgänger mit ihren Nöten und Ängsten, mit ihrem Herzeleid. Wie vieles wäre davon zu sagen, auch von all den sonstigen Beunruhigungen dieser Zeit. Ende November 1945, nach fünf Monaten russischer Besatzungszeit, - es schien uns wie ein Traum und wurde doch beglückende Wirklichkeit - wurden wir durch örtliche Grenzregulierung wieder dem englischen Zonenbereich eingegliedert. Das Aufatmen der Freude und der befreiten Herzen war groß.

Nur eine Skizzierung in großen Zügen konnte dieser Bericht bringen, die Fülle der Einzelerlebnisse mit ihren oft so bedrückenden Beschwernissen mußte beiseite gelassen werden. Als das große Positivum, wie damals im unmittelbarem Eindruck und Erleben, so heute in der Rückschau auf das Erlebte, ist mir lebendig das Wunder des Wortes und das Wunder der göttlichen Bewahrung und Führung: nichts gerettet, aber doch das Leben gerettet, zusammen mit dem liebsten Menschen! Und "Prediger bleiben!" Ob ich schon wanderte im finstern Tal, war es doch ein besonderes Wandern, ein Geführtwerden von der Dorfkanzel auf die Domkanzel, von dem ostpommerschen Heimatkirchlein zur Ratzeburger Kathedrale Heinrichs des Löwen, ein Höhenwandern, ein Beschenktwerden pfarramtlichen Erlebens, das nicht vielen zuteil wird, in dem 800 jährigen herrlichen Dom, mit seiner wundervollen Akustik und seinen unvergeßlichen "schönen Gottesdiensten", ein Erleben, das mich für die zwei Jahre meines Wotierens dort, bis zur Rehabilitation des Domprobstes, trotz allen Elends unserer Pilgrimschaft dennoch stillen und befriedeten Herzens Paul Ernst es nachsprechen, nachdanken ließ: "Meinen Weg bin ich gegangen, und es grünte rings und blühte. Und die andern sahn nur Jammer, aber ich sah Gottes Güte."

-.--.-.-